

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 102.

Sonntag, 2. Mai.

1915.

Klippen.

(9. Fortsetzung.)

Roman von Helene Schebe-Geller.

Nachdruck verboten.

Es war alles so unerwartet — so überraschend gekommen. Sie hatte keine Zeit zum Überlegen gehabt und übergab sich wehrlos dem beseligenden Bewußtsein, geliebt zu werden und Worte zu vernehmen, die sie bisher nie hatte aussprechen hören. Sie horchte, wie man fernen, heimatlichen Melodien klang; fühlte sich in ein Märchen versetzt und schloß die Augen, um nicht daraus zu erwachen.

Zu all diesem Empfinden gesellte sich noch ein Gefühl von leisem Stolz und Triumph, das Herz des Mannes zu besitzen, den alle Frauen bewunderten, der ein Liebling bei Jungen und Alten und ein viel begehrter Gesellschafter war. Wie viele Heiratspläne waren schon geschmiedet worden, in denen er hätte die Hauptrolle spielen sollen — wie viele Mütter wünschten ihn zum Schwiegersohn, wie viele Mädchen hatten sich schon in ihn verliebt. Und nun liebte er sie — sie ganz allein.

Sie lächelte ein wenig, weil sie sich freute. Er sah es und fuhr mit heißen Worten fort: „Seither habe ich diese Liebe mit mir herumgetragen und nur noch den einen Stern über meinem Leben gehabt. Ich könnte für Sie sterben — so liebe ich Sie.“

Es lag in dem Augenblick keine Übertreibung in den Worten. Er fühlte sie wirklich.

Ein stürmisches Beifallklatschen riß ihn aus seinem Traum. Das Stück war zu Ende, und die Zuschauer erhoben sich zum Gehen.

Draußen sah er an der Garderobe die alte Sana stehen, die auf Erna wartete, um sie nach Hause zu begleiten.

„Wollen wir nicht noch einen Augenblick ans Meer gehen? Der Abend ist so schön“, flüsterte er rasch Frau Rickling zu. „Ich bringe Sie dann nach Haus.“

Sie zögerte einen Augenblick.

Da drängte er: „Sehen Sie die vielen Zuschauer, die zum Strand wandern. Ich hörte, es sei heute Meerleuchten.“

Da gab sie nach, hüllte sich in den dunklen Abendmantel, den Sana ihr reichte, und sagte ihr, sie möchte zu Hause auf sie warten; sie wolle nur noch zum Meerleuchten an den Strand, Herr Reimer würde sie zurückbegleiten.

Das Gedränge an den Türen war groß — jeder schien es plötzlich eilig zu haben — lachende — plaudernde Menschen wurden gegeneinander geworfen und wie ein Kieselball von den Hintenstehenden hinausgeschoben.

Es war schwer, vorwärts zu kommen.

„Geben Sie mir Ihren Arm, daß wir zusammen bleiben“, bat Reimer, und ruhig legte sie ihren Arm in den seinen. Er fühlte die leichte Last und war so glücklich dabei — hatte das Gefühl, sie zu beschützen — sie sicher zu führen durch die Wirbel des Lebens — wie damals beim Tanzen in Frau Grosens Gesellschaftssaal.

Mit wenigen raschen Schritten gelangten sie ans Meer.

Über ihnen der schwarz-blaue Himmel mit den stirrenden Sternen. Um sie her das Geheimnis der lauwarmen Sommernacht, in die hinein kein Laut mehr aus der großen, unruhigen Welt herüberkante.

Die ganze Natur wie ausgelöst in Ruhe und Frieden. Vor ihnen das Meer, das zauberhaft, gleich einem unübersehbaren Irlichtfeld glänzte.

Schäumend, rollend nahen die Wogen mit leuchtenden Kämmen, die vom Blutrot ins Violette und ins Blaue hinüberspielten, mit den aufsteigenden Wellen aufblitzten und mit ihnen in die dunkle Tiefe zurücksaufen. Das Farbenspiel erlosch, um im selben Augenblick wieder aufzublühen.

Es war eine jener Liebesnächte der Natur, wie sie im Norden nur ganz selten sind. Durch die Luft flutete die Lebensfreude, die mit den Tausenden von Sommergästen ins stille Fischerdorf hineingedrungen war.

Bangsam gingen Reimer und Erna Rickling am Strand entlang. Selbst der Sand schien unter ihren Füßen Leben zu fangen, wohin sie traten, aufzusprielen und wie Feuerwerk in Blau — Grün und Rot sich zu zerstäuben.

Naum, daß hier und da zwischen ihnen ein Wort, ein Nicken fiel, so nahm das Gefühl sie gefangen. All die märchenhafte Schönheit der Natur wirkte auf sie nur als Versinnbildlichung und Steigerung ihrer eigenen Empfindungen.

Jetzt waren sie auf der Promenade oberhalb des Strandes vor Reimers Hotel angelangt, aus dem die Dichter glänzten und einige ungarische Walzerlänge zu ihnen herüberklangen — so sehnlich — so verlockend.

Und plötzlich hatte er ihre Hand ergriffen — und so standen sie lange schweigend — aufs Meer hinausblickend — mit fieberhaft ineinander geklammerten Fingern.

„Wollen wir nicht ein wenig dort hineingehen und zuhören?“ er wies auf sein Hotel.

„Ich weiß nicht — vielleicht.“

Es war alles wie ein Traum. Sie fühlte sich plötzlich so seltsam erschöpft, selig.

Er bat: „Nur noch einen Augenblick — Erle — der Abend kommt für uns nie wieder.“

Da nickte sie ihm zu — wehrlos — willenlos.

Und ging mit ihm ins Haus hinein.

VI.

Spät am folgenden Morgen erwachte Erna Rickling. Ein heißer Tag war der warmen Nacht gefolgt. Die Sonne goß ihre Strahlen durch die geöffneten Fenster ins Zimmer, als fände sie draußen nicht Raum genug zum Deuchten und Wärmen.

Lange lag Erna in einer Art Halbschlummer mit dem dumpfen Gefühl, daß etwas in ihrem Leben sich verschoben hatte und der Furcht, aufzuwachen und zur klaren Erkenntnis zu gelangen.

Auf dem Tisch konnte sie einen herrlichen Strauß roter Rosen und Nelken sehen und ihren Duft ein-

atmen. Wie waren sie dahin gekommen? Daran konnte sie sich nicht mehr erinnern.

Da klopfte jemand an die Tür und Gana trat leise herein.

„Was ist Gana?“ fragte sie noch halb im Schlaf.

„Das Fräulein, gnädige Frau, und ein Brief von einem Boten, der unten auf Antwort wartet.“

Sie warf einen Blick auf die Adresse und erkannte sofort die feine, liegende Handschrift. Im selben Augenblick erwachte sie zu vollem Bewußtsein, und wie der Tiger auf seine Beute, schnellte die Erinnerung auf sie ein.

„Mein Gott! Mein Mann!“ dachte sie, während die Erregung ihre Brust hob und senkte und sie mit zitternden Fingern den Brief aufriß.

Gana schaute mit besorgten Blicken zu ihr herüber. Sie hatte sie als Kind im Arm gehalten und in den Schlaf gewiegt und liebte ihre Herrin mit jener Treue und Hingebung, die man bei alten Diensthofen findet, deren Leben fast wie die Heimat und das Vaterhaus mit dem eigenen verwachsen ist.

„Sag, ich sei krank — ich kann heute nicht ausgehen — niemand sehen — und mach mir die Röden zu — die Sonne tut mir weh — und nimm die Rosen da fort — sie duften viel zu stark —“. Ihre Worte überströmten sich und mit fiebergroßen Augen blickte sie auf Gana, die zur Tür hinausging, um im nächsten Augenblick zurückzukommen, die Vorhänge zuzuziehen und die Blumen fortzutragen.

„Dah mich jetzt — Gana — ich bin sehr müde — ich will Ruhe haben. Wann sagst du doch Frau Siemens, daß sie mit Bob ankommen würde?“

„Heute abend mit dem 9-Uhr-Bug.“

„Es ist gut. Danke.“

Wohin war sie also noch allein — allein mit der Qual im Herzen.

Wie ein Frost legte sich die Erinnerung auf ihr Herz, daß sie schauderte.

Nein — es konnte nicht möglich sein — es war ein furchtbares Nachtgespinnst — sie würde aufwachen und zu ihrem Manne zurückkehren —.

Es war doch wahr. Der Brief, den sie noch immer in ihren Händen zerkrümelte, war Zeuge davon. Nichts konnte die Schuld löschen — nichts ungeschehen machen, was geschehen war. Sie zerstückte sich gleich einem gefangenen Vogel die Brust an den harten Eisenstäben; aber es gab kein Entrinnen aus diesem Käfig.

Sie dachte an ihren Mann, und daß sie nie wieder ihn in die Augen würde blicken können, ohne an das Unauslöschliche erinnert zu werden. Etwas hatte sich in ihrem Leben verändert, das nie wieder zurechtgeschoben werden würde — es würde nie wieder völlig wie früher werden — die Last, die ihr Vergehen ihr aufgeladen hatte, ließ sich nicht mehr ganz abschütteln.

Sie weinte und streckte wie nach einem fernen Freund die Arme aus nach der Stunde, die so kurz vorher war, und von der sie doch jetzt ein Abgrund trennte — fluchte: „Komme zurück“ — hätte dafür ihr Liebste hingegen — aber der Augenblick war betrogen — nahm mit sich, was geschehen und hinterließ in der Seele die unverheilbaren Spuren. Ewig weit lag es schon das „gestern Abend“ zurück von dem heutigen Morgen — ein Meer war dazwischen gerauscht, und sie würde nie wieder aufs jenseitige Ufer gelangen.

Er liebte sie — aber sie — liebte sie ihn auch?

In diesem Augenblick erfüllte etwas, das sehr nahe an Haß und Mißgunst grenzte, ihre Seele. Sie machte ihn verantwortlich für die Gewissensqual, die sie erdulden mußte. Hatte nur noch einen Gedanken: wieder frei werden — sich zurückziehen — zurücknehmen, was sie gegeben hat.

Keiner hatte nicht diese plötzliche Wendung in einer Frauennatur vorausgesehen, weil er der Überzeugung war, daß Erna Rüdling ihn liebte und sich innerlich dafür gewehrt hatte, bis die Leidenschaft in ihr übermächtig geworden war. So erklärte er es sich, daß sie andert-

halb Jahr lang scheinbar nur gespielt und nichts ihm gewährt hatte, um plötzlich ihm alles zu geben.

Doch er irrte sich.

Das Gefühl, daß er nun ein Recht auf sie besaß, war Erna unerträglich. (Fortsetzung folgt.)

22 = Lese Frucht. = 22

Der Undant ist immer eine Art Schwäche. Ich habe nie gesehen, daß tüchtige Menschen wären undantbar gewesen. Goethe.

Vom „tollen Bismard“.

Unter den pommerischen Landjunkern tauchte um 1840 eine eigenartige und seltsame Gestalt auf, die in den ein wenig eng und streng denkenden Kreisen des Adels das höchste Aufsehen erregte: Otto v. Bismard, der Herr auf Aniephof. Eine glänzende Erscheinung, umweht vom Schimmer der großen Welt, heimlich am Hofe, von weiten Reisen heimgekehrt, von denen er mit blendender Erzählerkunst zu reden wußte, war der elegante, ritterliche Mann im blauen Frack mit dem blonden Bart, der klaren Stirn und den durchbohrenden Augen zugleich ein trefflicher Landwirt, ein echter Junker, der nirgends das Spiel verlor. Wie er im Salon die Wäde aller, und besonders der Damen, auf sich zog, die ein pridelndes Gefühl schauernder Bewunderung vor diesem „Röden“ empfanden, so war er auch auf der Jagd, im Wirtshaus, beim Spiel stets der erste, ein tollkühner Draufgänger, der alle anderen mit sich fortriß. Bald erzählt man sich vom „tollen Bismard“, wie er allgemein genannt wurde, die abenteuerlichsten Geschichten. Besonders war er wegen seiner unfehlbaren Sicherheit im Pistolienschießen berühmt und berüchtigt; er hat selbst später gern von dieser Kunst seiner Jugend erzählt: „Meiner fünf Angeln auf das Fensterkreuz auf 30 Meter bin ich stets sicher gewesen“, oder „als junger Mann habe ich ein so gutes Pistol gehabt, daß ich damit Papierblätter auf 100 Schritt gestossen und Enten auf dem Teiche die Köpfe abgeschossen habe.“ Ein Kumpan dieser Tage, der Landrat v. Marwitz, berichtet, wie er einmal bei Bismard in Aniephof übernachtet habe und die Gäste nach einer „schweren Nachtsitzung“ um 1/2 Uhr von dem Gutsherrn geweckt werden sollten; sie verschlossen aber die Tür und schoben mit äußerster Kraftanstrengung einen schweren Schrank davor, damit er nicht herein könne. „Um 1/2 Uhr ruft Bismard vor der Tür: „Seid ihr fertig?“ Keine Antwort. Er drückt vergebens auf die Klinge und stößt mit dem Fuß die alte Tür ein, kann aber des Schrankes wegen nicht weiter. Bald darauf ruft er im Hofe: „Seid ihr fertig?“ Kein Laut. Sogleich trachen zwei Pistolen schüsse; die Fensterhebeln klirren, und Raß von der angeschossenen Decke fällt auf das Bett meines Gefährten. Da gibt dieser das Spiel verloren, bindet ein Handtuch an seinen Stock und steckt es als Friedensfahne zum Fenster hinaus.“ Mit der Pistole war er stets ebenso schnell bei der Hand, wie er es als Student mit dem Schläger gewesen war und erklärte den Zweikampf für junge Männer unter bestimmten Verhältnissen für so unentbehrlich, „wie das Frühstück“. In seinem ersten Zeitungsaufsatz, in dem er mit kräftigen Worten für Parforcejagden eintrat, zugleich dem ersten politischen Zeugnis für seine Stellungnahme in dieser Zeit, winkt er zum Schluß dem literarischen Gegner, auf dessen Aufsatz er erwidert, sehr deutlich mit der Pistole.

Ebenso unbeflegbar war er im Trinken, besonders bei der „Kriegsbottle“, einem Gemisch aus Champagner und Portier. Derbe Redereien waren sein Hauptvergnügen, und wie er im klatschhaften Salon einer bekannten Dame trotz seiner Abneigung gegen alles Lügen seiner Phantasie die Flügel schiefen ließ und die abenteuerlichsten Geschichten in Umlauf brachte, so hielt er auch seine Freunde zum Narren, so wenn er einen sehr auf Anstand haltenden jungen Husarenleutnant mit Rot bespritzte und „obendrein in seckhafter Verfassung“ in eine sehr vornehme Gesellschaft brachte oder einen furchtsamen Freund durch das plötzliche Dazwischenschießen einer leeren Champagnerflasche zu Tode erschreckte. Auf seinem Raleb, einem großen schnellen Braunen, galoppierte er durch Nacht und Sturm, und je toller das Wetter, desto besser für ihn. Von den schweren Stürzen, die ihn dabei des öfteren an den Rand des Grabes brachten, hat er noch als Greis gern gesprochen: „Wir ritten, was die Pferde laufen wollten. Da

Hört mein Bruder, der etwas voraus ist, auf einmal einen fürchterlichen Knall. Es war mein Kopf, der auf die Chaussee aufschlug. Ich verlor zuerst die Besinnung, und als ich wieder zu mir kam, da hatte ich sie nur halb wieder. Das heißt, ein Teil meines Denkvermögens war ganz gut und klar, die andere Hälfte war weg. . . Ich erinnere mich noch eines anderen Sturzes. Da ritt ich rasch durch junges Holz in einem großen Walde, weit weg von zu Hause. Wie ich über einen Hohlweg wollte, stürzte ich mit dem Pferde und verlor das Bewußtsein. Ich muß wohl drei Stunden ohne Bewußtsein dagelegen haben, denn es war schon dämmerig, als ich aufwachte. Ich hatte meine Geisteskräfte noch nicht ordentlich wieder. Ich muß wohl 15 Schritt fortgeschoben sein und war an eine Baumwurzel gefallen, und als der Doktor nachher den Schaden besah, sagte er, es wäre gegen alle Regeln der Kunst, daß ich nicht den Hals gebrochen hätte." Etwas ganz Ähnliches passierte ihm bei einem Ritt von dem Bodensee Polzin, wo er die ganze Nacht getanzet hatte. Überhaupt war er viel an der Nordsee, badete, segelte und fischte und hat in seinem Fischerboot manch ernsthaften Sturm erlebt. Eine dämonische Gewalt ging schon damals von seiner Persönlichkeit aus, und die pommerischen Bauern raunten sich zu, der wilde Bismarck sei ein Geächelter, der sich gegen seinen König erhoben; zur Strafe müßte er nun den Bollbart tragen, der damals etwas Neues und Fremdes war, und alle Jahre in der Silbesternnacht läme der Scharfrichter und schnitt ihn ihm ab. Die Volkspantomime, die so unheimlich Mythisches von ihm fabelte, ahnte vielleicht doch einen tieferen Zusammenhang. Unbefriedigtes Sehnen, Verzweiflung und Trübsinn haften auf dem Grunde dieser gewaltigen Seele, die sich in Tollheiten und Abenteuern zu betäuben suchte. "So sieh ich hier", schrieb er an den Studienfreund Scharlach aus Kniephof, "unverheiratet, sehr einsam, 29 Jahre alt, körperlich wieder gesund, aber geistig ziemlich unempfindlich. Mein Umgang besteht in Hunden, Pferden und Landjüngern. So vegetiere ich fast wie ein Uhuweib, ohne besondere Wünsche oder Befürchtungen zu haben, ein sehr harmonischer und sehr langweiliger Zustand." Der Sturm und Drang der bereits in den Studentenjahren so mächtig aufgelohten, hatte nun seinen Höhepunkt erreicht, bevor die Einsicht und die Belehrung kamen. Wie Shakespeares Prinz Heinz, wie der junge Friedrich d. Gr. oder der junge Goethe ist auch der tolle Bismarck uns teuer als der laute ungestüme Verkünder des nahenden Genies.

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Was die englische Kavallerie hinter der Front tut. Die englischen Kavalleristen sind seit fünf Monaten zur Untätigkeit gezwungen. "Da die Reittübungen die immer fortgeführt werden," so schreibt in der "Daily Mail" W. Beach Thomas aus Nordfrankreich, "weder die Zeit ausfüllen noch ihre Kraft erschöpfen, müssen sie sich andere harmlose Betätigungen suchen. Die Beschäftigungen des Winters sind vorbei. Die Spürhunde sind längst nach Hause zurückgekehrt, da die Saison des Wildes begonnen hat. Was soll man da machen? Auf die Beantwortung dieser Frage wird viel Geschäftlichkeit und Mühe verwandt. Letzte Woche z. B. wurde eine Pferdeschau abgehalten, von der nach Meinung der ansehnlichen Zuschauerschaft die "Olympia" viel hätte lernen können. Wenn der Krieg nichts anderes für die Kavallerie getan hat, so hat er sie die Kunst des Hindernisnehmens gelehrt. Das Wettrennen mit Hindernissen, das hier gezeigt wurde, übertraf an Scharsinn, wenn nicht an Fähigkeit, alles, was man bei der "Grand National" oder der "Olympia" sehen kann. "Wenn es so weiter geht," sagte ein Zuschauer, "werden die Pferde bald Stachelstrauchverbrennen nehmen können." Aber Pferdebewettungen sind nicht der einzige Sport, der getrieben wird. Ein paar Kavalleristen, die neulich von ein paar Tagen Urlaub aus England zurückkehrten, waren mit einer Angelrute und mit verschiedenen Angelködern ausgestattet. Es gibt zwei Arten der Fischerei in Belgien und Frankreich. In einem Strom gibt es Forellen, die auf die übliche Weise durch Fliegen gefangen werden, aber das ist theoretisch, denn nicht selten versuchten die Kavalleristen vergeblich, sie durch die appetitlichste Märzfliege anzulocken. Die Forellensflüsse sind selten, und der Fischer muß sich oft mit einfacher Perle zufrieden geben. Auf dem Grundstück eines alten Schlosses befindet sich ein breiter Graben, in dem sich eine Sorte Fische tummelt, die den Naturforschern Kopfzerbrechen macht. Es ist eine Art

Fisch mit einem Bart, von gelblicher Farbe und einem Durchschnittsgewicht von etwa einem Pfund. Es ist weder ein Schlei noch ein Karpfen. Mit der Verfolgung dieser gebotenenwilligen Geschöpfe könnt ihr einige unserer prächtigsten Kavalleristen oft stundenlang beschäftigt sehen, durch die erbitternde Eigenart des Fisches, immer nur an dem Köder zu nappen, in steter Erregung. Das sind die Künstler. Dann gibt es wieder andere, die eine schnellere und unbarmherzigere Weise des Fischens vorziehen. Sie begeben sich zu den Teiden des Kanals, wo man große Mengen von Fischen und Weißfischen vermutet. Dem Angriff geht wie bei jedem modernen ein Aufwand an Sprengstoffen voraus. Aber in diesem Fall macht es keine großen Kosten. Ein kleines Bündel Schießbaumwolle, das unter der Wasseroberfläche explodiert, ist genug für alle Fische, die sich in der Nähe befinden. Ein paar Augenblicke nach der Entladung sieht man die untere Seite der Fische und Weißfische an der Oberfläche auflanden. Der Frühling hat auch das Golfspielen wieder möglich gemacht, jetzt, wo sich nicht mehr jede Kugel gleich eingräbt, wo sie auch hinfällt. Wir scheinen uns ein großes Stück Wegs von dem Urteil des alten Froissart entfernt zu haben, der einmal sagte, daß die Engländer sich trauten, gemäß der Sitte ihres Landes amüsierten. Es ist unmöglich, eine bessere kühnere Menschenvereinigung zu finden als diese spielende englische Kavallerie. . . Hinter der Front, wie hinzuzufügen ist.

Ganz einfach. Nicht alle Soldaten nehmen die Feldpost sehr in Anspruch. Ein Berliner Wehrmann, der niemals ein Geld der Feder war, schrieb immer nur einmal im Monat an seine Frau, und zwar des Inhalts, daß es ihm gut gehe, was ihn eigentlich wundere. Nicht wenig erstaunt war die brave Berlinerin, als ihr der Mann neulich einen längeren Brief sandte, in dem er ihr mitteilte, daß er das Eiserne Kreuz erhalten habe. Die Antwort war eine längere Entgegnung, sie schloß mit folgenden Worten: Da du mir schon so wenig schreibst und ich immer vier Wochen lang in Unruhe leben muß, ob es dir noch gut geht, so bitte ich dich wenigstens, mir mitzuteilen, wie du das eiserne Kreuz bekommen hast. Keiner von unseren Bekannten hat es bis jetzt, die schon so lange wie du im Felde sind, und ich will doch zu gern allen erzählen, wo und wie du dich ausgezeichnet hast. Darum bitte ich dich, teile mir mit, wie du das Kreuz bekommen hast. Die Antwort war klassisch: "Liebe Frau, das Kreuz habe ich ganz einfach bekommen, der Herr Hauptmann ließ mich rufen, der Herr Feldwebel hat es mich angetan. So war's. Wie geht es immer noch gut, was mir selbst am meisten wundert, Gruß und Aufh. Emil."

Pariser Erfindungen von 1870. Während der Belagerung von Paris im Jahre 1870/71 war der Erfindergeist außerordentlich tätig und gelangte zu den abenteuerlichsten Vorschlägen, um das französische Vaterland von dem Eroberer zu befreien. Man hatte eine wissenschaftliche Kommission für die Verteidigung von Paris gebildet, an die sich alle wandten, die etwas für die Rettung Frankreichs tun zu können glaubten, und aus den Papieren dieser Kommission teilt in einer der letzten Nummern der Revue Charles de Matheville einige Proben von diesen Erfindungen mit. Viele darunter sind ganz närrisch oder phantastisch; andere enthalten aber im Keim Gedanken, deren Durchführung in technisch entwickelter Form wir in den Kämpfen des jetzigen Weltkrieges sehen. So berührt es merkwürdig, daß man schon im Jahre 1870 daran dachte, die Luftballons, die ja überhaupt bei der Belagerung von Paris eine große Rolle spielten, für das Abwerfen von Bomben zu benutzen. Man regte ferner an, metallische Schwärme zu errichten, die mit einem elektrischen Strom in Verbindung standen, durch den die Angreifer zu Boden geschmettert werden sollten. Wieder ein anderer Erfinder machte den Vorschlag, Eisenbahnlokomotiven etwa in der Art zu benutzen, wie dies mit den Panzerautomobilen unserer Tage geschieht, indem man sie mit einem fünften Rad für die Steuerung ausrüstete und ihnen breite Räder mit Gummistreifen gab, um die Größe der Maschine auf den gewöhnlichen Straßen abzuschwächen. Wieder ein anderer wollte die Lokomotiven mit einer Art seitlichen Sichel ausstatten und sie mit Wolldampf gegen den Feind jagen. Auch eine Dampfkleber wurde vorgeschlagen, die imstande sein sollte, 6000 Geschosse in der Minute auf 1000 oder 2000 Meter Entfernung zu schleudern. Sogar die Idee eines elektrischen Wurfapparates war schon vorhanden; die motorische Kraft für die Erzeugung der Elektrizität sollte durch eine Lokomobile oder durch ein vom Menschen gedrehtes Schwungrad geliefert werden. Geschichtliche Erinnerungen lehrten in der Erfindung des Mannes wieder, der wie Archimedes die Sonne und die Spiegel benutzen wollte, um auf weite Entfernungen hin Brände hervorzurufen oder den Feind zu blenden. Ein ganz besonders Schauer wollte die Kanonen mit Spiegeln versehen, um zu verhindern, daß der Feind sie sehen könnte.

Schach

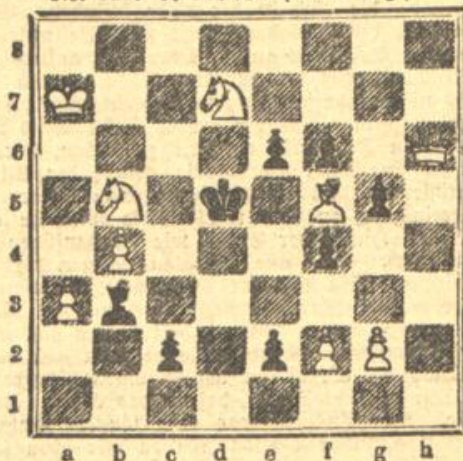
Alle die Schachhefte betreffenden Zuschriften sind an die Redaktion des „Wiesb. Tagblatt“ zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen.
Organ des Schachvereins Wiesbaden.
Redigiert von H. Diefenbach

Wiesbadener Schachverein. Spielgelegenheit Samstags- und Mittwochsabends im Café Maldaner in der Marktstrasse.
Hauptspielabend: Samstags.

Wiesbaden, 2. Mai. 1915.

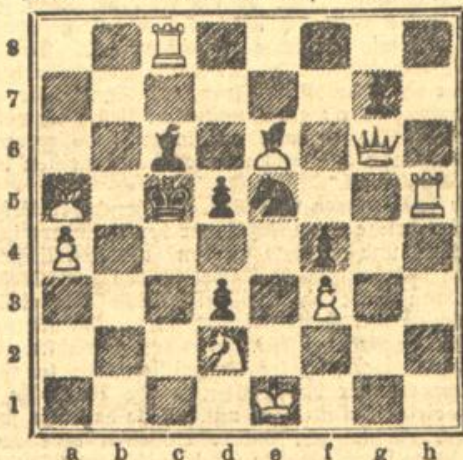
Schach-Aufgaben.

Nr. 328. J. Kotrc (Voss. Ztg.).



Matt in 3 Zügen.

Nr. 329. Theodor Bode (Wiesbaden).



Matt in 2 Zügen.

Zu Nr. 326. Diese Aufgabe ist, wie Herr F. S. gefunden hat, nebenlöslich. Der Verfasser bittet, den Bauer e6 zu streichen und den Springer d1 nach b1 zu versetzen. Also Kg8, Td3, Lb5 d4, Sb1 h8, Bb4 c2 f5-g6. — Kd5, Bc3 g7. — Matt in 4 Zügen.

Partie Nr. 122 (Cunningham-Gambit).

Aus einem Simultanspiel von 40 Partien, gespielt im Klub der Schachfreunde in Wien am 10. April 1915.

Spielmann.	S. Sp.	13. d2—d3	0—0
1. e2—e4	e7—e5	14. Lc1—g5	De7—e6 ¹⁾
2. f2—f4	e5×f4	15. Sh4—f5	d5×e4
3. Sg1—f3	Lf8—e7	16. Sf5×g7	De6—g6 ²⁾
4. Lf1—c4	Le7—h4†	17. Lg5—f6	Lc8—g4
5. g2—g3	f4×g3	18. Sg7—f5†	Lg4×f5
6. 0—0	g3×h2†	19. Tf1×f5	Dg6×h5
7. Kg1—h1	d7—d5	20. Tf5×h5	Tf8—e8
8. Lc4×d5	Sg8—f6	21. Kh1×h2	Sb8—d7
9. Sb1—c3	Sf6×d5	22. Lf6—c3	Te8—e6
10. Sc3×d5	c7—c6	23. d3×e4	Ta8—e8
11. Sf3×h4	c6×d5	24. Ta1—d1	als unent-
12. Dd1—h5	Dd8—e7		schieden abgebrochen.

¹⁾ Stark in Betracht kam 14... De5. — ²⁾ Falls 16... K×g7 so 17. Lf6†, D×f6, 18. T×f6, K×f6;

19. Dh4†! und der kombinierte Angriff von Dame und Turm muß entscheiden.

Auflösungen:

Nr. 324 (2 Züge). 1. Kh5.

Nr. 325 (3 Züge). 1. Db2, Ke4 o. L... 2. Sc3(†); 1... Ke2 2. Dd4; 1... c3 2. D×c3†.

Richtige Lösungen sandten ein: F. S., Dr. M., J. K., Max Deubert und Wdw. in Wiesbaden zu beiden Aufgaben; zu Nr. 224 auch Feldgraue aus dem Lazarett in Bensheim, Paul Zimmermann und Bdr. in Wiesbaden.

Briefkasten.

Herrn T. B. Nr. 9 ist leider durch 1. Sd7† Kd4, 2. Lc5# nebenlöslich. Bei Nr. 8 geht auch 1. Td8 b3, 2. Se8 b4, 3. S×c7 b5, 4. Sa8 b6, 5. T×b6#. Diese Lösung ist sogar erheblich schöner als die gewollte. Bei Nr. 7 scheitert die vorgesehene Lösung an 1... K×a5, 2. D×b7 a7—a6!

Rätsel-Ecke

Der Nachdruck der Rätsel ist verboten.

Bilderrätsel.



Reihenrätsel.

Aachen, Abdelkader, Bundesstaat, Chiantiwein, Eiszeit, Inspektor, Kinderfrau, Leidenschaft, Maschine, Messing, Schauspieler, Versicherung.

Diese Wörter sind so zu ordnen, daß der erste Buchstabe des ersten Wortes, der zweite des zweiten, der dritte des dritten u. s. f. im Zusammenhang ein zumal bei den Engländern beliebtes Kriegsmittel bezeichnen.

Kriegsrätsel.

Mit e nur entschlossen wir uns zum Krieg,
Doch gilt's dem teuren Vaterland.
Nun heißt's: bis uns nicht ward der Sieg,
Bis alle Feinde nicht bezwungen
Und niedergerungen, —
Kommt nicht das Schwert aus unsrer Hand.
Mit a kämpft's tapfer an unserer Seit'
Getreu der Ahnen Heldentum.
Sie schlagen die Russen im blutigen Streit
Die Schneegebirge der Karpathen
Sehn ihre Taten,
Und jede Schacht mehr ihren Ruhm

-II-

Abstrichrätsel.

Speer, Flora, Folge, Arbeit, Syrup, Eltern.

Werden bei jedem Worte drei Buchstaben an beliebiger Stelle gestrichen, so bezeichnen die übrigbleibenden Buchstaben sinngemäß verbunden eine wichtige Nachricht vom westlichen Kriegsschauplatz. Theo Walsdorf.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 191.

Hieroglyphen: Wer will haben gute Ruh, der seh' und hör' und — schweige dazu. — Rätsel: Hindenburg. — Soldau, Soldat. — Schiebrätsel: Joffre, French.

Halbmonatliche Freibeilage
des Wiesbadener Tagblatts

Ar. 9.



Skizze von **Lotte Gubalke.**

(Nachdruck verboten.)

Die Straße war an beiden Seiten mit Blumenreihen und Blumenrabatten eingefaßt. Ganz an ihrem Ende schimmerte der schlanke Turm einer Kirche.

Er sah aus wie ein Niesenarm, der in den Himmel greift. Wenn der Großstadtdunst mit der Abendsonne kämpfte und alles wie in Blut oder zuweilen auch wie in flüssiges Gold getaucht schien, sah er aus wie nichts Wirkliches — wie etwas Traumhaftes.

Das große Haus hatte zwei Eingänge.

Der eine, nur für Herrschaften, wurde selten benutzt. Der Eigentümer des Hauses weilte meist in fernen Ländern. Kaliste, der Pförtner, hatte deshalb ein leichtes Amt. Selten genug schreckte ihn die Hausklingel aus seinen Gedanken.

Neben an dem breiten Toreingang stand auf einem Blechschild: „Das Betteln und Musizieren, das Herumstehen und Spielen der Kinder im Hof und in dieser Vorhalle ist verboten.“

Wenn Kaliske durch das Fenster schaute, das auf die Vorhalle dieses zweiten Eingangs führte, fiel sein Blick an warmen Sommertagen auf den Rollstuhl, in dem Eine saß.

Seine alte, taube Frau saß mit dem Strickstrumpf daneben. Es war Kaliske zur Gewohnheit geworden, zu seufzen, wenn er auf die beiden sah. Und das Schmerzhafte dieser Seufzer galt seiner Tochter, die eines Tages die kleine Eine bei ihren Eltern in der Portierloge abgegeben hatte und dann auf Nimmerwiedersehen verschwunden war. Das Reden hatte sich Kaliske so ziemlich abgewöhnt. Mit wem sollte er es tun? Wenn er sich mit seiner Frau über etwas verständigen wollte, mußte er schreien. Das widerstrebte seinem ganzen Wesen. Und Eine war erst elf Jahre alt und genau so wortkarg wie er. Sie schaute ihn nur manchmal mit ihren großen grauen Augen fragend an. Dann dachte er: „Frage lieber nicht, ich kann dir keine Antwort geben.“ Wenn es ganz warm und windstill war, fuhr Kaliske den Rollstuhl mit dem Kind in die Sonne.

Gerade dem Haus gegenüber im Vordergrund eines Gebüsches von Rotdorn und Goldregen stand eine Bank. Bis die Nachbarskinder aus der Schule kamen, saß Lina meist allein in ihrem Rollstuhl und starrte sehnfüchtig die Straße hinab. Sie war gelähmt seit ihrem ersten Lebensjahre. Da gab es nicht ein Glied an dem kleinen siechen Körper, das eine natürliche Form gehabt hätte.

Wenn mir wenigstens die Schmerzen nicht gewesen wären, schreckliche Schmerzen, die gar nicht zu schildern waren.

Schien die Sonne recht warm vom Himmel herab, dann fühlte sich Eine erträglicher. Sonne — Sonne, danach verlangte sie sehnüchtiq.

Wenn Eine schmerzfrei war, konnten ihre Augen ganz selig strahlen. Dann dachte sie, die so viel allein war, an allerhand ganz seltsame Dinge, die sie erfahren und entdeckt hatte. In eine Schule konnte sie nicht gehen. Eine junge Gemeindegewesster kam ein paarmal aus freien Stücken und unterrichtete sie. So gern hätte sie manchmal über etwas gesprochen, was sie bewegte. Großvater jedoch wollte nicht gestört sein. Großvater war sehr gut, aber es fiel Eine so schwer, laut zu sprechen. Gerade die Dinge, die sie gerne einem Menschen erzählt hätte, mußten ganz leise gesprochen werden.

Die Kinder auf der Straße waren alle gut zu Eise. Sie brachten ihr Blumen, bunte Steine und Schneckenhäuser aus dem Wald mit. Nur hielten sie es nicht lange aus, still neben ihr zu sitzen. Sie spielten Königsbäll und Anschlag und Puppenfee. Eine nahm ihnen das nicht übel. Sie war zufrieden, wenn sie zusehen konnte.

Eines Tages erschienen zwischen den Kindern ein fremder Junge. Er sah anders aus als die andern. Schlank und dünn. Er trug lange Locken bis auf die Schultern. Sein rotseidenes Halstüchchen war so flott gebunden, und an seinem Samtfittchen saßen goldene Knöpfe. Er wohnte in dem Haus an der Ecke — kam mit des Zigarrenhändlers Tochter, der roten Dore. Anfänglich kümmerte er sich nicht um Eine. Wenn er lief, so flog er wie ein vom Bogen entsandter Pfeil dahin. Purzelbäume schlug er drei, vier hintereinander. Alle Kinder waren um ihn und staunten ihn an. Dann kam mit schnellen Schritten ein hagerer Mann, nahm ihn ärgerlich an der Hand und führte ihn fort. Eine hätte gern gewußt, was das zu bedeuten habe. Aber die Kinder waren alleamt hinter den beiden hergelaufen.

So saß Lina allein neben der Bank unter dem Rotdorn in ihrem Rollstuhl. Manchmal kam ein greller Pfiff über die Bäume des Parks, und hinterdrein schwebte eine weiße Rauchwolke. Großvater Kaliske hatte ihr vor Jahren erklärt: „Das macht der Zug, er fährt in die Welt.“ Die Großmutter hatte ihr einst, als sie fragte, erzählt, ihre Mutter sei in die Welt gefahren. Nun schreckte sie immer zusammen bei diesem durchdringenden Ton. Sie dachte halb freudig, halb angstvoll, daß einmal mit einem solchen Zuge ihre Mutter heimkehren würde.

Wenn der Wind nach der andern Seite stand, kamen Glockentöne durch die Luft geschwommen. Von der Kirche gingen sie aus. Und das war auch eins von den geheimnisvollen Dingen, über die sie nachdachte.

„Kann man hinein in diese Kirche?“ hatte sie ihren Großvater gefragt.

„In die Kirche? Ja, nun ja, man kann schon, wenn man Zeit hat.“ Aber er, Kaliske, hatte dazu keine Zeit. Alle die Herren mit den geputzten Damen fuhren hin. Das wußte sie von den Kindern, die immer hinterdrein rannten und sich am Kirchentor aufstellten. Entweder gab's eine Taufe oder eine Hochzeit. Und alles, was sie im Flug davon sehen konnte, war bunt und lustig. Die Gemeindegewesener hatte ihr erzählt, jeder würde getauft. Also war sie auch einmal in der Kirche gewesen.

Wenn sie daran dachte, so war sie sicher, daß das der Glanzpunkt ihres Lebens gewesen sei. Sie konnte sich das alles sehr lebhaft ausmalen. Sie bebt jedesmal vor Aufregung. Sicherlich würde es gerade so gewesen sein wie nebenan beim Grünfrämhändler. Sie in einem weißen Kleidchen mit bunten Bändern — und Droschke war man gefahren . . . Ihr Herzchen schlug so heftig. Sie schloß die Augen und seufzte. Heute reichten ihre Kräfte nicht aus, das alles auszudenken bis ans Ende. Die gute junge Gemeindegewesener hatte ihr erzählt, man empfängt in der Taufe den heiligen Geist. Und ein andermal hatte sie ihr ein kleines rotes Gelatinebildchen mitgebracht: „Die Darstellung im Tempel“. Der heilige Geist war darauf in Gestalt einer Taube zu sehen. Einer Taube, die aus der Sonne fliegt, mitten aus der Sonne. Wenn sie das Bildchen auf ihre warme Hand legte, so krümmte es sich. Es war etwas ganz Merkwürdiges um das Bild, und es war ihr größtes Heiligtum.

Über all das konnte sie nun mit niemand reden . . . Einmal hatte sie der Großvater schon ganz früh neben die Bank unter den Büschen gefahren; das Wetter war wunderschön.

Kaum saß sie ein paar Sekunden, so kam der fremde Junge im Samtkittel. Er setzte sich still auf die Bank und sah lange Zeit gedankenvoll über Eine hinweg, auch auf die Silhouette der Kirche.

Gern hätte sie ihn angeredet. Eine Scheu hielt sie davon ab. Sie holte aus der Tasche, die neben ihrem Stuhl hing, das Gelatinebildchen und legte es auf ihre Hand. Ein kleiner weicher Windhauch blies es herab. Sie stieß einen Hilferuf aus. Der Junge schaute sich um. „Was hast du denn, armes Ding?“ fragte er mit-leidig. Sie zeigte ängstlich auf das zusammengerollte Bildchen.

„Ah — so!“ Er hob es ihr auf und gab es vorsichtig zurück.

„Der heilige Geist ist darauf“, sagte sie erklärend und entschuldigend.

Das schien ihm wenig interessant.

Sie legte das Bildchen auf ihre Hand und meinte wichtig: „Es ist fast so, als ob es lebendig sei.“

Das Bild krümmte sich knisternd nach der andern Seite.

Dies war dem fremden Jungen ungemein interessant. Er trat ganz nahe an ihren Stuhl und schaute zu, bis es wieder glatt war und sich allmählich anders herum aufzurollen begann.

„Da“, sagte sie mit einem heroischen Entschluß, „lege es mal auf deine Hand.“

Er griff hastig zu. Und nun saßen sie stumm eine Weile da und betrachteten das Wunder. Sie erzählte ihm, von wem sie das Bild habe.

„Bist du auch getauft?“ fragte sie mit strahlenden Augen, froh, endlich jemand zu haben, mit dem sie über so merkwürdige Dinge reden konnte.

„Weiß nicht — ich denke, nein.“

„Aber alle Menschen werden getauft“, beteuerte Eine.

„Man ist zu klein, man kann sich nicht darauf besinnen — manchmal bekommt man es erzählt, manchmal stellt man es sich vor“, erklärte sie ihm sein scheinbares Nichtwissen.

Er schüttelte seinen Lockenkopf und sagte bestimmt: „Nicht alle. Nicht Heiden, Juden und Türken, und manche andere nicht.“

„Aber du hast einen Namen?“

„Ja, sicherlich. Aber ich glaube, sie werden mich nur angemeldet haben, wie die kleine Aglaia auch. Ich ging

damals mit meinem Vater zum Dorfschulzen. Damals fuhren wir noch in einem Wagen. Der Pfarrer wollte die Aglaia umsonst taufen, aber Vater sagte, wir wollten so etwas erst nicht einführen. Mutter weinte, mir tat es auch leid, aber es half nichts.“

„Im Wagen seid ihr gefahren?“

„Nicht wie du“, sagte er, ein wenig unbarmherzig scherzend. „Der Wagen war wie ein Sommerhaus, es war sehr lustig, weißt du! Wir gaben in jedem Dorf Vorstellungen, und Mutter sagte manchmal, es sei besser gewesen als jetzt — manches Huhn flog in unsern Topf.“

Er seufzte altklug.

„Und jetzt? Was tut ihr jetzt?“ Eine fragte ganz aufgeregt.

„Jetzt ist mein Vater im Zirkus. Er und ich. Wir arbeiten dort zusammen.“ Er warf sich stolz in die Brust. Eine bekam feuerrote Backen.

Wie oft hatte sie das Bild an der Eissäule angestarrt. Der Atem ging ihr beinahe aus. Eine Menge Dinge wollte sie fragen — aber sie wußte nicht, wo anfangen.

„Ihr arbeitet dort? Du und dein Vater? — Großvater sagt immer, das —“

Sie unterbrach sich. Fast hätte sie gesagt: eine brotlose Kunst ist es — keine Arbeit.

Er überhörte den unvollendeten Satz und erklärte stolz: „Mein Vater hat einen besonderen Trick. Arbeiten wir noch zwei Jahre — oder sagen wir fünf —, dann können wir uns ein Haus kaufen — eine Villa — was weiß ich alles! Kurz gesagt, wir sind dann reiche Leute.“

„Ein Trick?“ Eine war ratlos.

„Schade, daß du so ein Häufchen Unglück bist — ich könnte dir eine Freikarte verschaffen. Erklären läßt es sich schwer. Aber es ist eine großartige Sache.“

„Wie denn? — Sprich!“

„Daß auf! Also Vater steht auf dem ungesattelten Pferd — es läuft in voller Karriere — hoppla, cousin —“ er schmalzt mit der Zunge — „ich sage dir, wie zehntausend Deibel geht das. Und dann ich —“ Er sprang von der Bank, stemmte die Hände in die Hüften und streckte sein sehniges Körperchen. — „Dann ich! Onkel Maltus nimmt mich am Bein — eins, zwei drei — der Gaul kommt wie der Blitz — er wirft mich dem Vater zu — und ich, eins — zwei — drei — stehe ich auf seinem Kopf! Mit den Füßen, denkst du? Eh, nein — mit der einen Hand — mit der andern . . . Mit — du siehst ganz grün vor Angst aus! Wenn du es nun erst sehen würdest! Aber gib acht — ehe dann mein Vater mich hochwirft —“

Das war zu viel für Eines Nerven. Sie hielt die Hände vors Gesicht.

„Gut — ich werde davon schweigen“, sagte er besänftigend.

„Nein — sprich noch — dein Vater steht auf dem Pferd? Und es läuft Galopp? Immerzu? Ringsum — und ein Mann steht mit einer Peitsche in der Mitte und knallt? Genau so wie auf dem Bild dort am Eissä?“

„Genau so —“

Eine schwieg.

„Und wie heißt du?“ fragte sie dann nach einer Weile? „Karlo Delphi“, erwiderte er stolz.

„Und — und siehste, dann bist du vielleicht doch getauft!“

Karlo zuckte die Achseln. Komisches Mädchen — um was sich die aufregte. Er wußte ihr nichts darauf zu sagen. Seine Augen leuchteten. Er dachte an seine Arbeit.

„Hast du keine Furcht — wenn er dich so wirft? Keine Furcht? Gar keine Furcht? Sprich doch!“ Eine mußte die Frage wiederholen.

„Ich will es dir sagen — aber sprich nicht davon! Nachher — das ist sehr schrecklich, wenn alles vorbei ist, dann kommt sie, die Angst — daß es auch hätte schief gehen können. Ich lasse es mir nicht merken. Es wird ja auch nicht mißlingen. Mutter hat einen schönen Traum

gehabt — ich werde es aushalten. Ich darf dann tun und lassen, was ich will. Ich kann ein Pony haben — ein Boot — alles . . . wir haben dann Geld — so viel, nicht auszudenken.“

„Nun werde ich jeden Abend Angst um dich haben“, rief Eine mit bebender Stimme.

„Ansinn — für mich ist gesorgt. Ich habe ein Amulett —“

Eine machte große Augen.

„Was ist das?“

Karlo zeigte ihr eine kleine Kapsel. „Es ist ein Fetzchen vom Kleid der Muttergottes von Rimpach darin. Das schützt vor Unglück und Beinbruch.“ Er küßte die Kapsel.

Eine sah starr auf das kleine Ding. So etwas gab's? Mein Gott!

„Warum hat er dich neulich hier fortgeholt?“

„Wer? Er? Ach so, vorgestern! Mein Vater — ja — ich muß mich ruhig halten, damit ich abends nicht aufgeregt bin. Es gehört Spannkraft zu unserer Arbeit“, sagte er altflug.

Vor der Tür des Zigarrenladens erschien der Hagere, er ließ einen lauten Pfiff ertönen. Karlo warf den Kopf zur Seite.

„Ich muß heim.“ Er gab Eine die Hand zum Abschied. „Ich muß üben — und dann schlafen — also auf morgen! Jawohl auf morgen!“

Eine sah ihm mit geröteten Wangen nach. Eine neue Welt hatte sich vor ihr aufgetan. Ihre mageren Hände zitterten. Sie lehnte den Kopf mit den schweren kastanienbraunen Flechten müde zurück. Dann kamen die Kinder aus der Schule und spielten wie sonst. Des Zigarrenhändlers Mädchen schob bald auf ihre Bitten den Stuhl in die Vorhalle des Nebeneinganges.

Kaliske kam ans Fenster und fragte erstaunt, was los sei.

„Müde ist sie“, meinte Dore.

Eine nickte nur stumm dazu.

Der Alte kam heraus, stellte einen verblichenen japanischen Wandschirm um den Stuhl, schloß das Gitter, das die Halle vom Bürgersteig abspernte, holte Eine ein Glas Milch und riet: „Schlaf, hier draußen ist die Luft besser als drinnen.“

Eine war sehr zufrieden, daß der Großvater sie durch den Schirm von dem lauten Lärm der Straße abschneitt. Sie schloß die Augen wieder. Gleichwohl schlief sie nicht. Ein Gewirr von bunten Bildern wogte an ihrer zitternden Seele vorüber: die Kirche, der Zirkus, ihre Taufe und das Bildchen mit der Taube, die gerade aus der Sonne flog. Alles flog bunt ineinander. Und schließlich schlief sie doch ein.

Als Kaliske sich nach einiger Zeit über den Schirm beugte, lag ein glückliches Lächeln über ihrem bleichen Gesicht. „Armes Ding — lachst wenigstens im Traum.“

Von diesem Tage an lebte Eine nur noch in bangen Erwartungen: Kam Karlo? War ihm nichts zugestoßen? — Und er kam getreulich jeden Tag. Er erzählte ihr von seiner bunten Gauklerwelt, von den schönen Damen mit Rauschgoldkleidern und Rosenkränzen, von der Klugheit der Pferde, die mehr als Menschenverstand hatten, und von den lustigen Clowns. Und Eine erzählte von ihren Träumen, und deren Mittelpunkt war die Kirche.

„Vielleicht kann ich darin eingesegnet werden, sagt Schwester Hedwig.“ Karlo zuckte dazu die Achseln.

Einmal, als das Wetter zu windig war und sie hinter dem Schirm in der Vorhalle bleiben mußte, kam er auch dahin. Er kletterte einfach über das Eisengitter. So etwas hatte Kaliske noch nie erlebt. Verwundert schaute er durch sein Fenster. Seine Frau hatte ihn darauf aufmerksam gemacht.

„Er spielt nicht mit mir, Großvater“, sagte Eine, als der Alte zornig werden wollte, „wir erzählen uns etwas.“

Kaliske gab brummend nach. Er hatte nicht den Mut, das Verbot, das auf der Blechtasel stand, höher anzuschlagen als Eines Freude.

„Er heißt Karlo Delphi“, berichtete Eine wichtig weiter. Der musternde Blick des Großvaters war ihr nicht entgangen. „Zum Zirkus gehört er.“

„Drum auch! Na, meinetwegen.“ Kaliske zog sich brummend zurück.

An diesem Abend wurde Eine ganz gegen ihre sonstige Gewohnheit gesprächig, als sie zu Bett gebracht wurde, das heißt auf dem Sofa lag, wo ihr die Großmutter allabendlich das Nachtlager bereitete.

Sie erzählte dem Alten alles, was sie von Karlos Kunst wußte. Sie hatte sich ganz in Begeisterung und Feuer hineingeredet.

Kaliske trank schluckweise ein Glas Bier und rauchte eine dicke Zigarre dazu. Als Eine sich müde vom vielen Reden in die Kissen sinken ließ, meinte er: „Brotlose Künste — das mit dem Reichtum hat gute Wege — wie gewonnen, so zerronnen — Sünde und Schande, daß es so was gibt! Bricht sich zuletzt doch noch alle Knochen im Leib!“

Eine richtete sich ganz entsetzt auf.

„Sage es nicht so laut — es wirkt über — meint Karlo.“

„Albergläubisch ist das Pack auch noch — schlimmer sind sie als Heiden und Türken.“

Eine kniff die Augen zu. Schlafen konnte sie nicht.

Furchtbare Bilder stiegen in ihrem Innern auf. Sie weinte sich leise in den Schlaf.

Kaliske saß indessen draußen vor der Tür, sah am Abendhimmel Stern auf Stern erscheinen und ahnte nicht, daß Eine so trostlos schluchzte.

Am andern Tag kam Karlo nicht.

Statt seiner kam das Zigarrenmädchen, hochrot und aufgereggt. Sie konnte ihre schreckliche Neuigkeit nicht schnell genug an den Mann bringen.

Karlo Delphi war tot. Ganz tot.

Sein Vater hatte ihn nicht aufgefangen, er war gestürzt. Geschrien hat er, als er das bemerkte, wie er fehlgriff — o — o. Ihre Mutter war gerade auf ein Freibillet dort. Die habe geschworen, nie gehe sie wieder in einen Zirkus. O — ein Ton sei das gewesen, man habe so etwas so lange man lebe im Ohr.

Niemand habe wissen dürfen, daß der Karlo tot sei — damit die Vorstellung nicht unterbrochen werde . . . Immer war die Sache geglückt — wie das auch nur gerade diesmal kam . . . !

„Das konnte gar nicht anders kommen“, sagte Kaliske.

Dore lief fort, um den andern die Kunde mitzuteilen.

Eine war fast erstarrt. Sie weinte nicht und konnte auch nichts denken.

Kaliske mußte seiner tauben Frau die Kunde noch einmal in die Ohren schreien. Sie wollte wissen, „was so kommen mußte“.

Da hörte Eine noch einmal alles. Aber Tränen fand sie nicht. Nachts gab es ein Gewitter und danach eine lange Reihe von Regentagen. Der Rotdorn und der Goldregen draußen wurden weiß und gelb, nur die Rasenstreifen grüntem üppig und das Laub an den Büschen wurde dunkler.

Eine saß still, mit Fieberrosen auf den spitzen Wangen, in ihrem Fahrstuhl am Fenster und sah, wie es Blasen regnete. Sie hörte den Pfiff der Lokomotive, das dumpfe Surren der Glocken und besah ihr kleines Gelatinebild. Sie hatte es auf die Decke gelegt, weil es sich in ihrer heißen Hand immer gleich krümmte. Sie betrachtete die Taube, die aus der Sonne flog, und dachte an Karlo. Alles flog ineinander in ihrem kleinen fieberheißen Hirn. Als der Novemberwind gelbe Blätter über den Asphalt trieb, war Eines Seele ihrem elenden Gehäuse entflohen.

Sie hatte es nicht erreicht — eingesegnet zu werden in der Kirche dort, die wie ein goldglanzumstrahltes Zauberschloß am Ende der langen Straße lag. Und Karlo Delphi hatte keinen Reichtum erlangt . . .

Deutsche Dichter auf Reisen.

Ein literargeschichtliches Kapitel von Dr. Paul Landau.

(Nachdruck verboten.)

„Reisen ist Leben!“ Dies Hebbel-Wort hat unsere moderne Dichtung auf ihre Fahne geschrieben; auch sie steht „im Zeichen des Verkehrs“ und sucht ihre Anregungen überall auf der weiten, weiten Welt. Der rechte Poet dehnt heute seine Wanderjahre als Globetrotter gewaltig aus, und wo er sich früher mit einer Fahrt nach Paris oder London begnügte, streift er nun durch die Dschungeln Indiens, durch Afrikas Urwälder oder genießt zum wenigsten in Kanada das „Land der Zukunft“. Die neueste Reiseleidenschaft in der Literatur hat der Däne J. V. Jensen entfesselt, dieser geniale „Weltenwanderer“, der ganz anders als der selige Semilasso die Seele der erotischen Fernen zu enträtseln weiß. In der „neuen Welt“ hat er die rasende, atemraubende Rhythmik eines Zeitalters der Technik entdeckt und da grandiose Schönheiten geschaut, wo noch Detlev von Ellencron nur Barbarei und Unkultur fand. Das hastige Tempo des Touristen, der im Auto oder im Riesendampfer die Erdteile durchfliegt und mit heißen Sinnen seine Impressionen auffängt, prägt mehr und mehr dem Schrifttum unserer Tage seinen Stempel auf. Nur so ist der beispiellose Erfolg eines Romans wie Kellermanns „Tunnel“ zu erklären, und auch Gerhart Hauptmanns „Atlantis“ schöpft seine stärkste Wirkung aus diesem Milieu. Immer zahlreicher werden die Reisebücher der Poeten. Hermann Hesse erzählt aus Indien, der Dichter des „Rosendoktor“, Ludwig Fink, entwirft nordafrikanische Stimmungen in seinem Büchlein „Bistra“; Emil Ludwig durchstreift die britischen und deutschen Kolonien des schwarzen Erdteils, und der Lyriker Max Dauthendey gibt gar in seiner „Geflügelten Erde“ eine Weltreise in Versen.

Wie fern ist uns heute das Bild des Dichters als eines idyllischen Träumers, der „seine Kraft und seine Leidenschaft sog aus der heimischen Erde allein!“ Und doch hat unsere Literatur Jahrhunderte lang ohne solche persönlichen Anregungen von außen bestanden, ja, hat gar keine Organe besessen, um die auf Reisen gesammelten Eindrücke zu formen und zu verwerten. Eine Erscheinung wie die Paul Flemings, der als Mitglied einer Gesandtschaft des Herzogs Friedrich von Schleswig-Holstein bis nach Persien kam, steht ganz vereinzelt da, und wie dürftig sind die Spuren, die diese gefährliche Fahrt in seinen Werken hinterlassen! In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts wissen die Dichter ihre — meist notgedrungen unternommenen — Reisen auch noch zu keinem rechten Erlebnis zu gestalten. Albrecht von Haller, in dessen Lehrgedicht „Die Alpen“ wir die ersten Spuren eines Verständnisses für die Schönheit der Hochgebirgswelt seiner Heimat finden, hat als junger Mann von 1723 bis 1728 Reisen nach Deutschland, Holland und England gemacht und genaue Tagebuchaufzeichnungen darüber hinterlassen. Es sind fast nur Mitteilungen „kuriöser“, gelehrter oder persönlicher Natur, die er niederschreibt, nichts, was irgendwie auf Empfindungen des Poeten hindeutet. Die Lage Heidelbergs findet er „unangenehm“ und an den Kölner Kirchen „nichts Schönes“. Ebenso wenig Anregung hat der eigentliche Lyriker unter unsern Klassikern, Klopstock, aus seiner Reise von Magdeburg nach Zürich (1750) geschöpft; die „elysäischen Täler“ des Thüringer Waldes machen keinen Eindruck auf ihn, und er gedenkt nur seiner kleinen zufälligen Abenteuer. Auch die tiefinnigen Betrachtungen Herders über Kultur und Menschheit, die großartigen historischen und pädagogischen Träume seines Reisetagebuches (1769) haben mit seiner Fahrt von Riga nach Frankreich nichts zu tun. Wie Dr. Eduard Ebner, der vor kurzem eine hübsche Anthologie „Deutsche Dichter auf Reisen“ hat erscheinen lassen, mit Recht hervorhebt, ist Goethe der erste unserer Poeten, dem seine Wanderungen

und Fahrten reichen Gewinn für seine Entwicklung und seine Kunst eintrugen.

Auch Goethe wandelt hier nur auf den Spuren des großen „Wegweisers zur Natur“, Rousseau, der im Reisen eine der stärksten Erregungen der Seele erkannte. „Niemals“, sagt er im vierten Buch seiner Bekenntnisse, „habe ich so viel gedacht, so viel empfunden, so viel gelebt, als auf Reisen. Das Gehen weckt und beseelt meine Gedanken, mein Körper muß in Tätigkeit sein, wenn mein Geist tätig sein soll. Der Anblick der Landschaft, die bunte Folge angenehmer Fernsichten, die frische Luft, die Ungebundenheit des Wirtshauslebens, die Entfernung von allem, was mich meine Abhängigkeit fühlen läßt, befreit meine Seele, gibt mir größere Spannkraft und Kühnheit des Denkens, wirft mich in die Unermesslichkeit der Dinge.“ Sich selbst suchte und fand er, tausendfach wiedergespiegelt, in der Natur, aber wo ihm ein Echo des Großen und Ewigen entgegentönte, warf die Landschaft seinen kleineren Nachahmern zumeist nur ihre Alltäglichkeit und Beschränktheit zurück. Es kommt die Zeit der „empfindsamen Reisen“, auf denen die Schüler Sternes in bunter Folge rührende Episoden und niedliche Szenerien nebeneinander malen. Das Reisen tritt nun als dichterisches Motiv in die Literatur ein, aber wie äußerlich und banal verwendet! Mag der Anatreontiker Jacobi im Sommer oder Winter sich auf den Weg machen, stets sind es seine verzierten Gefüßchen, die er überall antrifft, und wenn Hermes mit seiner Sophie von Memel nach Sachsen reist, so dient ihm diese Fahrt nur gleichsam zum Faden, an dem aufregende Abenteuer und langweilige Unterhaltungen aneinander gereiht werden. Von diesen sentimentalen Reisedichtern, die damals „Deutschland von einem Ende zum andern durchkreuzten, durchzogen, durchtrochen und durchflogen“, hat sich Goethe sehr deutlich gesondert. „Seit Sternes unnachahmliche, sentimentale Reise den Ton gegeben und Nachahmer geweckt“, sagt er in „Dichtung und Wahrheit“, waren Reisebeschreibungen fast durchgängig den Gefühlen und Ansichten des Reisenden gewidmet. Ich dagegen hatte die Maxime ergriffen, mich so viel als möglich zu verleugnen und das Objekt so rein, als es nur zu tun wäre, in mich aufzunehmen.“ So ist seine italienische Reise das unübertroffene Muster eines gewaltigen, fruchtbaren Erlebnisses geworden, wie auch hier zum ersten Mal eine Reise als seelische Notwendigkeit, als ein Akt der Selbsterhaltung und Befreiung im Dichterleben erscheint.

In der Romantik wird die unruhige Sehnsucht in die Ferne dann zur literarischen Mode. „Das Reisen“, ruft Tieck aus, „ist etwas Herrliches; diese Freiheit der Natur, diese Regsamkeit aller Kreaturen, der reine, weite Himmel und der Menschengestalt, der alles dies zusammenfassen kann — o, glücklich ist der, der bald die enge Heimat verläßt, um wie der Vogel seine Fittiche zu prüfen und sich auf unbekannten, noch schöneren Zweigen zu schaukeln.“ Wandern und Reisen wird nun fast gleichbedeutend mit Dichten. So klingt's durch die Lieder von Brentano und Eichendorff, Kerner und Wilhelm Müller, und vor allem streben sie der von Wackenroder so sehnsüchtig gepriesenen „Kunstheimat“ Italien zu, wo Platen und Waiblinger ein neues Leben und die wahre Schönheit entdecken. Doch andere Poeten lehren auch enttäuscht aus dem Süden zurück, wie Grillparzer, dessen eigenes Schaffen durch die Reiseeindrücke gelähmt und vernichtet wird. Der große Geograph Friedrich Ratzel hat einmal betont, wie flüchtige, ohne Liebe gesehene Naturbilder die Romantiker von ihren Reisen heimbrachten: „Sie wollten die geheimnisvolle Zeichenschrift der Wolken und Wälder, der Sterne und Blumen entziffern, ohne lesen gelernt zu haben.“ Ihr Wanderdrang war aus einem nervösen Unrastgefühl ge-

boren, das mit der ersten Reiselust wenig gemein hat. Deshalb teat auch damals ein Rückschlag ein: ein Mörde und Stifter, die kaum je ihre Heimat verlassen haben, versenkten sich in die Wunder der „nächsten Nähe“, die man über den „ahnungsvollen Fernen“ zu vergessen drohte. Auch der erste Weltreisende unter den deutschen Dichtern, Chamisso, dessen eingehende Schilderungen der Tropen und Eisberge rein wissenschaftlich gehalten sind und seine Dichtung mit wenigen Ausnahmen (das berühmte „Salas y Gormez“!) nicht beeinflusst haben, wurde später ein rechter Oshenboder und Stubenpoet. Andere Romantiker aber trieb die Unrast zur dichterischen Entdeckung neuer Welten.

Lenau ist der erste gewesen, der, der heimischen Natur überdrüssig, in dem Wunderland Amerika nach „Gold der Poesie“ graben wollte. Er hat hier neue Farben, neue Töne unserer Dichtung erobert, die düstere Schwermut des Urwaldes, das Riesenchaos der Niagarafälle, die Todesromantik der Indianer besungen; aber diese fieberhafte Fahrt, unternommen als Heilung und Erlösung wie Goethes Italienreise, endend als ein böser Traum, hat seinen Weltsehmerz nur gesteigert und ihn frühzeitig gebrochen. Lenau wurde das erste dichterische Opfer Amerikas; aber er hatte die Bahn frei gemacht, und nach ihm kamen die Romanschreiber, vor allem Sealsfield, dann Gerstäder, Ruppert u. a., die wenigstens stofflich das Neuland der Poesie ausnützten und auch Australien, sowie die Südsee mit Gestalten ihrer ausschweifenden Einbildungskraft bevölkerten. Und Lenau ist auch neben Heine, der ihm durch seine Norderney-Reise mit den Nordseebildern zuvor kam, zum Entdecker des Meeres geworden, hat in seiner „Sturmesmythe“ dem Rasen des Ozeans die Stimme geliehen. Damals wurde es überhaupt Mode, seinen „Weltsehmerz“ und seine „Herrlichkeit“ möglichst weit pazieren zu führen. Fürst Pückler-Muskau, der als „Verstorbener“ so geistreich-elegant seine englischen Reiseerlebnisse erzählt hatte, dehnt seine „Weltgänge“ bis nach Afrika aus und bleibt auch in Algier und Tunis der vornehme Dandy und Plauderer, der sich unterhalten will und damit das Publikum unterhält. Die Blasiertheit Semilassos gleicht dem Pessimismus anderer Dichter darin, daß das Reisen sie nicht vom lieben Ich abzieht, sondern nur darauf hinlenkt. Heines „Reisebilder“ sind höchst subjektive, kokette Plaudereien, und die „Jungdeutschen“ ahmen seinen Ton nach, wie Laube in den „Reisenovellen“. Als eine neue Note kommt die politische hinzu. Hatte schon Grillparzer in Italien „nur noch Ciceronen, aber keinen Cicero“ gefunden und den Gegensatz zwischen der großen Vergangenheit und der kleinen Gegen-

wart betrauert, so gab Heine seinen Reisebeschreibungen eine starke freiheitliche und fortschrittliche Tendenz. Erst Hebbel hat die Dichter wieder gelehrt, Menschen und Naturformen auf der Reise objektiv zu betrachten und aus ihnen für ihr innerstes Gestalten Entscheidendes zu lernen.

Im Lernen durch Reisen sind die Poeten sogar zu weit gegangen. Die historische Dichtung wie der Realismus verlangten genaues Studium der Örtlichkeit. So ist, wie Flaubert für seine Salammbô die Ruinen Karthagos besuchte, Scheffel nach dem Hohentwiel und dem Sântis gegangen, um seinen Ekkehard zu schreiben, hat seinen Renaissanceroman in Venedig, seine Dichtung vom Sängerkrieg nur auf der Wartburg vollenden wollen, für „Frau Aventiure“ direkt eine „Burgensfahrt“ unternommen und die „Bergpalmen“ im Salzkammergut, den Rodensteiner im Odenwald gedichtet. Wie Zola Studienreisen nach Rom und Lourdes für seine Romane notwendig brauchte, so hat Gerhart Hauptmann das Frankenland für seinen „Florian Geyer“ durchwandert und auf Korfu das Milieu des „Bogen des Odysseus“ durchlebt. Gottfried Keller hat die, e Manier in den „Mißbrauchten Liebesbriefen“ parodiert und gegen das „ewige Hin- und Herrutschen“ gewettert: „fort mit dem Allerweltsbäcker, zwischen dessen Blättern die poetischen Entwürfe liegen wie quittierte Gasthofrechnungen!“ Und seine Meinung, daß man sich die Heimat „zu seinem Morgen- und Abendland“ machen solle, ging auch Fontane auf, da er im Anblick des schottischen Douglas-Schlösses am Eber-See den Gedanken zu den „Wanderungen durch die Mark“ faßte: „Erst die Fremde lehrt uns, was wir an der Heimat besitzen.“ Wie er über den historischen Boden der märkischen Kiefernheiden, so wanderte W. H. Riehl mit feinstem Verständnis für Land und Volk durch die Pfalz und Bayern. So wird gerade das Reisen im echten Künstler auch die Liebe zur Heimat stärken, und dies dürfte gewiß nicht sein geringster Gewinn sein. Dem Modernen ergeht es nicht anders; erwacht doch in Hermann Hesse auf dem höchsten Gipfel Ceylons, dem Pedrotallagalla, der Gedanke an sein Wurzeln im deutschen Norden besonders lebendig. Mögen viele unserer heute die Welt umkreisenden Poeten mit diesem Gefühl zurückkommen, dem Chamisso nach seiner Weltreise Ausdruck gab:

„Heimkehret fernher aus den fremden Länden
In seiner Seele tiefbewegt der Wanderer;
Er legt von sich den Stab und kniet nieder
Und feuchtet deinen Schoß mit stillen Tränen,
O deutsche Heimat!“

Bekenntnisse eines römischen Bettlers.

Ein Zwiegespräch von Curt Bauer, Rom.

(Nachdruck verboten.)

Die zahlreichen Bettler bilden die größte Belästigung, der besonders der Fremde im Süden ausgesetzt ist. Sie erscheinen vor ihm in den unglaublichsten Entstellungen, deren Anblick ihn entsetzt, in unendlichen Variationen von Schicksalschlägen, um deren Erfindung sie jeder Schauderromanschriststeller beneiden möchte. Kein Ort ist vor ihnen sicher: sie versperrten den Lustwandelnden die Straße, den Undächtigen den Eingang zur Kirche, stören dem Hungerigen das Mittagsmahl und den Liebenden ihr Idyll unter schattigen Gärten. Dazu kommt, daß die Anzahl der Bettler in Rom eher steigt als abnimmt. Armes Volk aus den kleinen Bergstädten, Alte und Kinder, sammeln sich hier an, suchen in verschmutzten Nationaltrachten und mit den verbrannten Zigeunergesichtern Almosen einzuziehen. Andere leihen sich dazu kleine kränkliche Kinder, die nie älter werden, oft genügen ihnen sogar zugedackte Wickelspinnen aus Lumpen. Mehr als wir, die bereits reichlich gegen alle Bettlertricks abgebrüht

sind, fühlt sich dadurch der fremde Reisende belästigt und verlegen, mehr noch, wenn er „kein Kleingeld bei sich hat“, als sobald er gibt. Mit Recht wandte sich daher kürzlich von neuem die auswärtige Presse dem römischen Bettlerunwesen zu, und auch die hiesigen Zeitungen richten von Zeit zu Zeit Mahnungen an das Munizipium, diesem mittelalterlichen Treiben endlich Einhalt zu gebieten. Wie in Mailand und Florenz, so wird daher auch eines Tages die „Profession“ der römischen Bettler ausgestorben sein. Lasse ich vorher hier einen von ihnen in der Öffentlichkeit zu Worte kommen, so tue ich dies nicht etwa aus Mitleid mit einer Menschenklasse, die in Rom immerhin materiell besser steht als mancher andere Stand; auch nicht aus abergläubischer Furcht vor dem „bösen Blick“, falls ich den mir anvertrauten Auftrag nicht erfülle, sondern lediglich aus der Erwägung, daß selbst die modernen Gerichtshöfe einem zum Code Verurteilten das eigene Wort zur Verteidigung gewähren.

Jeden Morgen, wenn ich meinen Kaffee einnehme, tritt in die Glastür des Lokales ein mehr Furcht als Mitleid erregendes Individuum mit zerlumpten Kleidern, zitternden Gliedern und geknickten Beinen. Mit kahlem Schädel, stoppeligem Bart und zusammengekniffenen Zügen steht er unbeweglich im Rahmen des Einganges und starrt mit stierem Blick aus triefenden Augen auf das vor dem Gaste liegende Frühstück, während ihm von Nase und Mund eine ekelerregende Flüssigkeit träufelt und ein leises Heulen seinen Lippen entringt: ein unbeschreibliches Bild des Stumpfsinnes und der Gier, ein traumhaftes Schreckbild menschlicher Verkommenheit, das bei aller Gebrochenheit die Energie der Drohung auszuströmen weiß. Niemand wagt ihn fortzujagen, man braucht schon keine ganze Widerstandskraft, um nichts zu geben, und wartet geduldig, bis er sich von selbst davonhebt. Während ich eines Tages zu Hause schrieb, öffnete sich leise die Tür meines Zimmers, und ich sah darin die schreckliche Gestalt dieses Individuums Posten fassen.

„Fürchten Sie nichts,“ begann er mit weicher Stimme. „Ich weiß sehr wohl, daß Sie nichts geben, alle römischen Bettler wissen es. Ich müßte ein rechter Esel sein, darum die vier Treppen heraufzusteigen. Der Armenarzt verbot mir jede überflüssige Bewegung. Nimm, was ich von Ihnen im Namen aller römischen Bettler verlange, das ist moralischer Beistand.“ — „Moralischen Beistand?“ fragte ich erstaunt und nahm eine neugierige Miene an. — „Ja, moralisch, wenn ich so sagen darf. Wir wissen, daß Sie Rom lieben, lieben müssen, andernfalls würden Sie Ihre vielen italienischen Freunde sicherlich umbringen. Und wie aus Ihren Schriften hervorgeht, lieben Sie besonders alles, was sich auf die Vergangenheit der ewigen Stadt bezieht. Deshalb erscheinen gerade Sie uns geeignet, unter Ihnen einst so gern und reichlich gebenden Landsleuten auflärend zu wirken und unser Ansehen wieder herzustellen.“ — „Was in aller Welt,“ sagte ich, „hat meine Liebe zu Rom und seiner Vergangenheit mit euch Lumpenpack zu tun?“ — „Halt, nicht so hitzig, junger Freund! Ich könnte einfach poetisch antworten: echte Liebe macht blind, auch gegen manches Übel. Der wahre Freund Roms wird nicht über schlechten Wein, hartes Fleisch, Straßenschmutz usw. klagen; warum über den Bettler, der nun einmal zum traditionellen Stadtbilde gehört? Sachlich ausgedrückt: was ist denn eigentlich von den goldenen päpstlichen Zeiten, die jeder fremde Reisende sehnsüchtig zurückwünscht, erhalten worden? Nichts als stumme Altertümer. Die herrlichen Karnavalsfeste sind völlig erloschen. Keine der prächtigen Prozessionen und Aufzüge ergötzt das Auge des Besuchers. Na, wenn wir Bettler nicht wären, die einzig Fleisch und Blut gebliebene Erinnerung an jene glänzenden großen Zeiten! Aber der moderne Mensch wurde prosaisch, es fehlt ihm an Idealen. Vergeblich nehmen wir allerhand mittelalterliche Gestalten an, stellen uns jenen Jahrhunderten gemäß einfältig, hilflos, von allerhand pestilenzialischen Übeln und Gebrechen befallen. Nur selten sehen wir noch in den blauen Augen einer blonden Maid jenes ideale Licht der Erinnerung aufleuchten, uns mit wohlgefälliger Neugierde betrachten und ein Silberstück in unsere Hand drücken. Meist sind es Soldi, mit Verachtung hingeworfen, mehr um unsern Anblick los zu sein, als sich an ihm zu erfreuen. Alles wird heute teurer, nur den Bettler glaubt man noch mit dem konventionellen Soldo abfinden zu können: wer doch nur dies Kleingeldstück erfunden haben mag? Immerhin gibt der Deutsche das Wenige mit einer gewissen Andacht: er weiß, daß er damit dem alten Rom seinen Tribut zollt, wie schon seine Vorfahren, und die Nähe von St. Peter öffnet zahllosen Gläubigen Herz und Tasche. Der Engländer gibt reichlicher, aber hochmütig und wegwerfend ohne jeden idealen Zug. Unsere Liebe zwischen Albion und Germanien hat dabei manche Probe zu bestehen. Wenn ihr aber viel gebt, lieben wir euch mehr.“ — „Aber das Municipium, weiß es eurem Elend in keiner Weise zu

steuern?“ — „Das ist ja eben die Schande: unsere größte Konkurrenz bilden jene vielen wirklichen Krüppel, denen ganze oder halbe Gliedmaßen fehlen, Blinde, Taubstumme usw. Die Hauptstadt Italiens sorgt nicht für sie. Die wenigen Hospitäler sind schlimmer als die offene Straße. Die Rückführung der Armen in die kleine Heimatstadt, wo selbst der Gesunde hungert, hieße die Leute töten. Wir selbst schämen uns der krüppeligen Berufsgenossen, die ohne Kunst den Fremden die Soldi abnehmen. Wie viel größere Anforderungen stellt jeder Augenblick an unsern Intellekt! Unzählige Tricks müssen wir erfinden, um auf die Nerven der Mitmenschen zu wirken. Gern suchen wir unsere Klienten in Gesellschaft von Damen zu überraschen. Das mildtätige Herz der Frau weiß mit einem Blick ihren Begleiter zum Zahlen zu zwingen. Hartnäckige müssen wir oft straßenlang verfolgen in der bloßen Hoffnung, ihnen schließlich doch lästig zu werden. Am schwierigsten ist es, den richtigen Confall zu finden, z. B. irgend eine Fürbitte, bei der man doch merkt, daß ihr im Weigerungsfalle ein furchtbarer Fluch folgen wird. Besonders dem Fremden gegenüber, der nicht italienisch versteht, sind wir dabei ganz auf die Kunst des Confalls und der Mimik angewiesen. Dazu kommen die Geschäftsunkosten. Die Weiber zahlen verhältnismäßig wenig für die Miete kleiner kranker oder friender Kinder. Wir Männer jedoch müssen tüchtig blechen, wenn wir irgend einen gewiegten Krüppel oder Blinden, der sich seines Marktwertes bewußt ist, ins Gefolge nehmen, um die Suggestion unserer Worte durch seinen Anblick zu erhöhen. Die Erfindung all dieser Tricks, ohne sich selbst ein Bein abzuschneiden, erfordert scharfe Sinne und Intellekt, und es wird schwer, damit in diesen schlechten Zeiten 20 000 Lire zu hinterlassen, wie einer meiner Kollegen, der voriges Jahr starb. Auch an sozial strebsamen Elementen fehlt es uns nicht. Manch zerlumpt und klagend einhergehender römischer Bettler baut sich in seinem kleinen Heimdorf mit diesem sauren Gelde ein Häuschen nach dem andern, um den Sommer in der freien Lebensluft seines wohlbestellten Landsitzes zuzubringen. Alles das sollte doch dem intelligenten römischen Bettler — möge das Municipium unsererwegen den stumpfsinnigen Krüppel verhungern lassen — wieder die Sympathien des Publikums zuwenden, anstatt ihm von Jahr zu Jahr mehr persönliche Abneigung und öffentlichen Zeitungsstandal zuzulernen.“

„Sagt einmal,“ unterbrach ich ihn heftig, „habt ihr denn keinen Rest von sozialem Schamgefühl bewahrt?“ Da hatte ich offenbar seinen wunden Punkt getroffen. Hoch und majestätisch rechte er seine vorher geknickten Glieder empor: „Ob wir uns schämen?“ rief er aus. „Und wie schämen wir uns all jener Brüder in Christo, die nichts geben!“ Dabei traf mich ein aufrichtig strafender Blick. „Damit sind wir ja eben an der Moral angelangt. Zeigt doch, daß es euch wirklich nach Mildtätigkeit drängt; dazu strecken sich euch brüderlich unsere schmutzigen Hände entgegen. Ergreift sie oder, genauer gesagt, füllt sie, und es wird beiden Teilen geholfen sein. Ja, wir schämen uns sehr jener Brüder, die nichts geben. Wir würden sie sogar hassen, hätte man uns in der gottverlorenen Zeit nicht allzu sehr daran gewöhnt, leer auszugehen. Die Gewohnheit schwächt selbst den Haß, ohne den auch unsere stärkste Waffe, der böse Blick, nicht mehr die Wirkung hat wie in den goldenen Tagen von einst, wo dem Geizhals beim Fluch des Bettlers sogleich das Zipperlein in die Beine fuhr.“ Dabei nahm er wieder seine gewohnte Bettlerhaltung an, starrte auf mich mit blöden, stieren Augen, daß es mir eiskalt durch alle Glieder fuhr. „Werden Sie schreiben?“ fragte er, indem er sich zum Fortgehen wandte. „Schreiben Sie und Sie sollen fortan Ihren Morgenkaffee ungestört genießen.“

Mehr dieses Versprechen, als die Annahme der Menschheit dadurch einen Dienst zu leisten, veranlaßte mich, diese Bekenntnisse eines römischen Bettlers niederzuschreiben, ohne jeden Kommentar, überzeugt, meine eigene Entzückung auch in der Brust des freundlichen Lesers zu erwecken.

Spione.

Skizze von Karl Pauli.

(Nachdruck verboten.)

In Arta, der an der galizischen Grenze gelegenen russischen Festung, saßen in einem eleganten Zimmer der Seestraße zwei junge, russische Offiziere und spielten Karten. Beide waren noch sehr jung, beide trugen sehr ausgewählte Uniformen, aber auf ihren Gesichtern lag nicht die Sorglosigkeit der Jugend, ihre Züge waren well und verlebt, und selbst, als sie jetzt lachten, der eine hatte den König anzulegen vergessen — ein böser Schnitzer in dem Spiel —, verklärten sich ihre Züge nicht.

Die Partie war aus. Der eine schob dem andern die Karten zu, aber der sollte nicht zum Geben kommen, denn die Tür wurde plötzlich aufgerissen, und ein Kamerad, ebenfalls noch ein junger Mann, stürmte ins Zimmer, den Mantel offen, den Säbel am Griffe tragend, wie man tut, wenn man große Eile hat.

„Charitos ist verhaftet!“ rief er mit gedämpfter Stimme, nachdem er die Tür rasch geschlossen und sich scheu umgesehen, ob nicht der Bursche vielleicht mit hineingekommen wäre oder draußen horchte.

Die beiden andern waren aufgesprungen und starrten den Eingetretenen mit plötzlich leichenfahl gewordenen Gesichtern an.

„Verhaftet — Charitos?“ stotterte der eine. Der andere faßte den die Nachricht Bringenden fest am Arm und sagte, sich zu ihm beugend, hastig und ängstlich: „Hat er gestanden?“

„Nein, soviel ich weiß, nicht, bis jetzt noch nicht, aber wenn er gesteht . . .“

„Sind wir verloren!“ rief der Jüngste der drei, ein junger Mann mit noch knabenhaftem Gesicht — „fliehen wir! fliehen wir! — die einzige Rettung ist schnelle Flucht!“ Er eilte auf seinen Mantel zu, der an der Wand hing.

„Feige Memme!“ rief der zuletzt Eingetretene, „das wäre das sicherste Mittel, uns zu verderben!“ Er riß ihm den Mantel aus der Hand, ihn auf das nächste Möbelstück werfend. „Ruhe, Ruhe ist das einzige Mittel, was uns bleibt! — Ruhe, überlegen wir!“

„Ja, ja, Ruhe!“ rief der Gemäßigteste, „ich will ja ruhig sein, rette uns Agathon Proklos, rette uns!“ Er hob die gefalteten Hände empor und sah dem Freunde mit geisterhafter Angst ins Gesicht.

„Es ist nicht so schlimm“, nahm jetzt der Dritte das Wort, „wir können noch hoffen, er hat keine Beweise gegen uns, wir haben ihm niemals etwas Schriftliches gegeben, nur Karten haben wir für ihn gezeichnet.“ —

„Auf denen stehen auch Schriftzeichen!“ entgegnete Proklos, „aber das fürchte ich nicht, ich fürchte nur, daß er in der Hoffnung, sein Los milder zu gestalten, unsere Namen nennen wird!“

„Dann leugnen wir eben, wer will uns etwas beweisen? Das Wort des Angeklagten hat kein Gewicht!“

„Es hat schon Gewicht, wenn es sich um Mitschuldige handelt“, entgegnete Agathon Proklos, „wir sind verloren, wenn er redet!“

„Fliehen, fliehen!“ rief der Jüngste wieder, „die Flucht ist die einzige Rettung, das beste Mittel, macht, was ihr wollt, ich fliehe!“

„Du bleibst!“ sagte Agathon Proklos, „du bleibst, wie wir!“ Er trat dem jungen Kameraden drohend entgegen.

„Ja du!“ schrie der, „ich soll immer tun, was du willst, du hast mich verleitet, du hast mich verführt, du hast mir keine Ruhe gelassen, bis ich dir den Plan zu dem Geheimgang gegeben!“

„Hast du's umsonst getan? — Du hast mir genug abgepreßt!“

„Du hättest wohl das Geld am liebsten selber behalten.“

Alexander Polemon trat zwischen sie. „Streitet nicht!“ sagte er, „laßt uns ruhig überlegen, laßt uns nachdenken, was wir tun sollen.“

„Wir können ja sagen, wenn er uns verraten sollte, wir hätten uns bloß einen Spaß mit ihm machen wollen, die Pläne wären falsch!“ schlug der Jüngste vor.

Die beiden andern lachten. „Ja“, sagte Agathon, „wenn sie die Pläne nicht in der Hand hätten, könnte man das wirklich tun — aber sie haben sich als richtig erwiesen!“

„Verdammt!“ rief Alexander Polemon, „wir können gar nichts machen!“

Agathon Proklos ging gedankenvoll im Zimmer auf und ab. Plötzlich blieb er stehen: „Es gibt ein Mittel, wenn er darauf eingeht, sind wir gerettet.“

„Was für ein Mittel?“ riefen die beiden andern eifrig. „Ihr werdet sehen, noch sage ich es nicht. Ob man zu ihm gelangen kann? — Daran liegt alles.“

„Ich glaube wohl!“ antwortete Polemon, „er ist wohl noch in Untersuchungshaft, und wir können sagen, wir kämen von der Kommandantur; mit der dummen Schildwache werden wir nicht viel Umstände machen.“

„Wir müssen es jedenfalls versuchen — kommt!“ Er trat zum Schreibtisch und nahm einen Revolver, der dort lag, hob ihn in die Höhe und fragte: „Geladen?“

„Willst du ihn erschießen?“ rief Otto Themitos erschreckt.

„So dumm kannst du nur fragen!“ erwiderte Agathon Proklos verächtlich, „ist er geladen?“

„Geladen!“ sagte Alexander Polemon, dem jetzt eine Idee kam, was der Kamerad vorhatte. Otto Themitos aber rief, die gefalteten Hände ans Herz drückend: „Sie wollen ihn töten; wenn ich ihn retten könnte, ich tät' es gern, aber es ist besser so, es würde sonst das eigene Leben kosten, und wie würden Vater und Mutter das ertragen!“ Schnell nahm er seinen Mantel um und lief den andern nach, die schon vorausgegangen waren.

Sporenklirrend und säbelraselnd schritten die drei die steile Straße hinab, und wer sie da kommen sah mit ihren stolzen Gesichtern, der selbstbewußten Haltung, der Eleganz, die von ihnen ausging, der hätte wohl kaum gedacht, daß diese drei Herren einen Weg gingen, dessen Ziel das Hochgericht oder doch mindestens Gefangenschaft in den Kasematten sein konnte.

Sie selber dachten auch nicht daran, sonst wären sie wohl nicht so stolz dahergeschritten; sie dachten auch nicht an ihre Schuld, sie dachten nur daran, ob es ihnen gelingen würde, mit dem Tod des Kameraden, der ihr guter Freund war, mit dem sie noch vor ganz kurzer Zeit getrunken und gesungen hatten, ihr Leben und ihre Freiheit zu retten.

Vor einer kleinen Tür machten sie Halt, sie befand sich in einer Mauer und verschloß den Weg, der nach den Kasematten führte. In einer solchen Kasematte war der Gefangene untergebracht.

Ohne Umstände wurde ihnen auf ihr Klopfen geöffnet. Waren sie doch Offiziere, keiner der wachhabenden Mannschaften oder Korporale würde gewagt haben, ihnen den Eintritt zu verweigern, und so standen sie bald in dem hochgewölbten Keller, in welchem der Gefangene untergebracht war.

Charitos saß an einem in der Mitte des Raumes stehenden großen runden Tisch, den Kopf in die Hände vergraben.

Was hatte er getan, wie konnte er sich so hinreißend lassen, er, der ehrenwerte Offizier, er, der immer seine Pflicht erfüllt — freilich die Not war groß, er sollte auftreten, vier Kinder und die Frau ohne Vermögen, die Schulden wuchsen ins Riesenhafte — er mußte etwas tun, um sich zu retten, und was er getan, war nicht einmal so

schlimm, die Türken bekamen die alte Festung doch nicht, da konnte er ihnen Pläne liefern, soviel er wollte, sie würde immer einem Sturm widerstehen — und jetzt war doch noch dazu Frieden oder wenigstens stand man unmittelbar vor dem Friedensschluß, da konnten ihnen doch alle Pläne nichts mehr nützen!"

Wer mochte ihn verraten haben — der bulgarische Pferdehändler am Ende, der die Beförderung der Briefe besorgt hatte? Nun, da nichts mehr bei den Türken zu verdienen war, drehte er jetzt den Spieß um, — aber nein, nein, es mußte von einer andern Seite sein, von einer besser unterrichteten, — das sah er wohl ein — sie mußten Beweise haben, sonst wären sie gegen ihn, den vielversprechenden Offizier, nicht so vorgegangen. Er sah es ein, er war verloren — und was würde nun werden — sein Weib, die Kinder! O das verfluchte Geld! — wenn er es nicht so nötig gebraucht hätte, aber die Blutsauger und Halsabschneider hätten ja doch keine Ruhe gegeben, sie hätten es doch dahin gebracht, daß er die blaue Jacke hätte ausziehen müssen, da wäre doch auch nichts übriggeblieben, wie eine Kugel durch den Kopf, denn wenn er auch hätte arbeiten wollen, so viel wie er gebraucht hätte, würde ihm keiner bezahlt haben, und weniger hätte ihm nichts genutzt. Er streckte die Arme zum Himmel empor und seufzte schwer.

Ein Schlüssel klirrte im Schloß — er fuhr zusammen — wer kam schon wieder — wollte man ihn wieder quälen, ihn zu Geständnissen veranlassen, ihn zwingen, Mitschuldige anzugeben, war es nicht genug, daß sie ihn hatten. —

Die Tür öffnete sich, die drei Offiziere traten ein.

Das Gesicht des Gefangenen hellte sich auf: „Ach, Freunde, kommt ihr, nach mir zu sehen? — oder —“ sein Gesicht nahm einen gequälten Ausdruck an — dann atmete er wieder auf. „Nein, ihr tragt ja noch die Säbel, ihr kommt nur, mich zu besuchen.“

„Ja, Freund, das wollen wir!“ antwortete Agathon, „aber wir wollen auch hören, wie sich unser Schicksal gestalten könnte. Hast du uns als deine Mitschuldigen angegeben — oder beabsichtigst du, es zu tun?“

„Nein, ich werde nichts sagen und habe nichts gesagt.“ „Das war klug und gut von dir“, erwiderte Agathon und beugte sich zu ihm nieder, „und wir sind dir zu Dank verpflichtet. Wenn wir auch nicht dein Leben retten können, wir retten deine Ehre!“

Charitos fuhr auf. „Glaubst du, daß sie mich verurteilen werden?“

Agathon Proklos zog die Schultern hoch und wandte sich ab. „Frage mich nicht!“ sagte er.

„Sie wissen alles!“ nahm nun Alexander Polemon das Wort, die beiden hatten sich unterwegs genau besprochen, wie sie Charitos ihrem Willen gefügig machen wollten.

„Sie wissen nichts!“ rief der Gefangene. „Gar nichts. Sie können mich nicht richten!“

Die beiden Freunde antworteten nicht, sie sahen sich nur an. Otto Themitos, der in einem Winkel stand, brach in lautes Weinen aus.

„Werden sie mich erschießen?“ fragte Charitos. „O das ist nicht schlimm, ich bin Soldat und habe in der letzten Zeit dem Tod tausendmal ins Auge geschaut — also werde ich erschossen?“ —

Agathon schüttelte den Kopf. „Gehangen!“ sagte er dann.

Mit einem Wehschrei fuhr der Gefangene in die Höhe — „das — das — das könnten sie mir antun?“

„Spione werden immer gehangen!“ sagte Agathon kurz. „Aber wir wollen versuchen, dich von dieser Schmach zu retten — wenn du schwörst, daß du niemand ein Wort von unserer Mitschuld sagst — lasse ich dir das hier!“ Er zog den Revolver aus der Tasche und hielt ihn hin. „Kannst du wählen? — der stolze Charitos auf öffentlichem Platz an einen Galgen geführt, sein Degen vor seinen Augen zerbrochen, Eigen und Achselbänder von der Hand des

Henkers abgerissen — und dann hinaufgezogen, so hoch, daß alle Welt ihn sehen kann!“

Die Hand Charitos griff nach dem Revolver.

„Und du verrätst uns nicht?“

„Ich schwöre!“ Er hob die Hand. Langsam reichte ihm Agathon den Revolver hin. Hinten aber in der Ecke jubelte es. „O Gott, o heilige Mutter, ich danke dir, gerettet, gerettet!“

Agathon sah sich unwillig um, aber er sagte nichts, sondern wendete sich zu Charitos: „Mut, Bruder, es ist das Beste für dich, willst du der Welt ein Schauspiel geben, das dich und die ruhmreiche Armee entehrt? — Und wenn sie dich, es ist zwar gar nicht daran zu denken, auch nicht hinrichten, die Degradierung erfolgt doch — und du bist dann dein Leben lang Festungsgefangener, das ist ebenso schlimm wie die Galeere.“

„Aber meine Frau — meine Kinder!“ stöhnte der Unglückliche.

„Sie teilen das Los der Witwen und Waisen, die der Krieg gemacht!“ erwiderte Agathon. „Mut, Kamerad, es bleibt dir kein anderer Weg!“

„Sie werden verachtet dastehen!“

„Kein Billigdenkender verurteilt die Frau um des Mannes Schuld. Sie werden bedauert, es wird ihnen geholfen werden, der Tod süßnet vieles.“

„Gasse einen Entschluß, sage, was du tun willst, denn auch wir müssen an unsere Verteidigung denken.“

„Ich werde tun, was ihr verlangt!“ sagte Charitos und richtete sich energisch auf.

„Verlangen?“ rief Agathon Proklos mit protestierender Handbewegung, „verlangen! — Wir verlangen nichts, wir wollen dir einen Wunsch erfüllen; wir glaubten, daß du uns dankbar sein würdest, wenn wir dir Gelegenheit geben, ein Ende zu machen und wenigstens der Schmach auszuweichen, wir wünschten dir gewiß ein langes Leben — aber da sich die Verhältnisse so gestaltet haben, so glauben wir dir einen Dienst zu leisten, wenn wir dir Gelegenheit geben, deine Qual zu verkürzen!“

„Ja, Bruder, ja, ich weiß dir Dank, ja, ich werde deiner Worte gedenken! — Geht jetzt, laßt mich allein! Lebt wohl, Brüder, lebt wohl!“

Er küßte einen nach dem andern, die Tränen standen ihm in den Augen. Sie gingen. Als sie wieder auf der Straße waren, sagte Alexander Polemon: „Glaubst du, daß er es tut?“

„Was bleibt ihm denn übrig — hoffentlich kommt es nicht heraus, daß wir ihm den Revolver gebracht!“

„Wer sollte uns erkannt haben, es waren Infanteristen, die Wachen — die kennen uns persönlich nicht! — Wo gehen wir hin?“

„Zu Abraham — wir dürfen uns nicht verstecken, und ich muß trinken!“

Abraham war ein alter Jude, der eine Weinkneipe hielt, wo viele Offiziere verkehrten; er war ein schlauer Kopf und wußte alles.

Sie gingen hin und tranken Wein. Es war keine schlechte Sorte, aber sie würgten daran.

Schon zwei Stunden saßen sie — Polemon und Themitos spielten Karten, aber keiner wußte, was er ausgespielte, und sie stritten sich oft, wem der Stich gehöre.

Plötzlich entstand Lärm auf der Straße, die Tür wird aufgerissen und eine Anzahl Offiziere betritt das Zimmer. Sie sprechen lebhaft durcheinander, und einer, der die Kameraden am Tisch bemerkt, ruft ihnen zu: „Eben hat sich Charitos erschossen!“

Den dreien geht es wie ein kalter Wasserstrahl über den Körper, keiner ist imstande, ein Wort zu sagen — Otto Themitos befreizte sich, dann fanden sich ihre Hände unter dem Tisch in krampfhaftem Druck zusammen — und alle atmeten auf, wie von einer fürchterlichen Last befreit.

Agathon Proklos aber sprang auf und rief, sein Glas erhebend: „Es lebe das Vaterland, und möge jedem, der es verrät, ein gleiches Schicksal widerfahren!“